

Katastrophaler Artenschwund

Gisela Deckert

Die Tatsache des seit Jahrzehnten immer weiter fortschreitenden Artenschwundes ist nun endlich auch in der Politik angekommen. Wissenschaftliche sowie populäre Veröffentlichungen darüber gibt es seit 100 Jahren. Für die meisten Bürger war es und ist es immer noch unbedeutend. Wahrscheinlich fühlen sich viele nicht als Teil der Natur, schon gar nicht zum Tierreich gehörig, sondern als Krone der Schöpfung, die den Planeten beliebig verändern kann. Man hat eben andere Sorgen, als sich um den Erhalt der Artenvielfalt zu kümmern.

Durch die Lektüre der populären Bücher von Bengt Berg und Walther von Sanden habe ich schon als Kind die Katastrophe heraufziehen sehen. Schon Anfang der vierziger Jahre wurden die Feldsölle mit Bauschutt und Müll zugeschüttet, wo ich Frösche, Kröten, Libellen, Wasserrallen, Zwergtaucher und Rohrsänger beobachtet hatte. Man hatte mir erklärt, dass diese völlig überflüssig sind, vielmehr wird die Fläche für die Landwirtschaft gebraucht.

In den Brandenburger Kiefernforsten brüteten damals noch Bauracken – heute in Brandenburg ausgerottet – und Ziegenmelker – fast ausschließlich nur noch auf ehemaligen und aktiven Truppenübungsplätzen. Beide Arten ernähren sich von großen Insekten, die es heute in den Forsten fast nicht mehr gibt. Noch bis etwa 1965 sahen die Kiefernwälder anders aus als heute. Sie waren gemischt mit Birke und Eiche und es gab dank des unfruchtbaren Sandbodens kleine offene Lichtungen, besonnte Böschungen, wo Kiefern kaum gedeihen konnten, aber wo viele Bienen und Sandwespen Lebensraum fanden. Es gab auch viele Waldmoore, die je nach Niederschlagsmenge mehr oder weniger Wasser führten. Durch die zunehmenden Entwässerungen verschwanden sie fast ganz und mit ihnen die Fauna und Flora.

Damals gab es noch die Kahlschlagwirtschaft, so dass immer wieder besonnte offene und nährstoffarme Flächen im Wald entstanden, wo sich Heidelerchen, Ziegenmelker und

an den Rändern auch Turm- und Baumfalken und viele Insekten ansiedelten. Etwa Mitte der siebziger Jahre änderte sich dies erheblich, weil die Flächen begütet wurden, damit die neu gepflanzten Kiefern ohne Konkurrenten wachsen konnten. Es kamen aber trotzdem dazwischen von selber Birken auf, die ebenfalls radikal beseitigt wurden, so dass die Kahlschläge ihre Artenvielfalt völlig verloren hatten. Die Nester der am Rande brütenden Nebelkrähen wurden systematisch ausgeschossen.



Es dauerte einige Jahre bis die schlaunen Krähen gemerkt hatten, dass in Siedlungen inzwischen das Schießen der Vögel verboten war und sie brüteten fortan nur noch hier, viele eben gar nicht, weil der Platz nicht ausreichte. Sie haben sich angepasst, ihre Reviere sind viel kleiner als früher in der freien Landschaft. Die Nahrung reicht, sie haben pro Jahr höchstens zwei Junge oder öfter auch keine. Sie können sich das leisten, weil sie im Durchschnitt bis etwa 20 Jahre ihr Revier behalten und fortpflanzungsfähig bleiben. Die Baum- und Turmfalken und Waldohreulen, die früher an den Waldrändern in alten Krähennestern gebrütet hatten, mussten den Krähen in die Siedlungen folgen, weil sie selbst keine Nester bauen können. Hier sind sie aber weniger häufig, weil sie doch störungsempfindlicher als Krähen sind – insgesamt sind sie viel seltener als vor 50 Jahren.

Die Wälder in Brandenburg sind noch aus anderen Gründen artenärmer geworden, weil

in diesen Monokulturen nadelfressende Insekten aus Mangel an Gegenspielern zu Massenvermehrung neigen. Etwa alle fünf bis zehn Jahre werden flächendeckende Begiftungen durchgeführt, um dem Schädlingsbefall Herr zu werden, heute nicht mehr mit DDT, sondern mit Häutungshemmern. Das tötet die meisten Insekten, die sich zu dieser Zeit im Larvenstadium befinden. Also keineswegs nur den Schädling, sondern auch die Bienenverwandtschaft, Tag- und Nachtfalter und Käfer. Die Folge ist, dass es kaum noch Zauneidechsen in den Wäldern gibt, sie sind verhungert. Ähnlich geht es Fledermäusen und Insektenfressern unter den Vögeln.

Das ist nicht das Einzige, das die Forste so artenarm macht, jetzt werden alle Wälder Brandenburgs mit befestigten Wegen erschlossen. Das sind Barrieren für viele nicht fliegende Wirbellose. Sollte es noch Eidechsen geben, dann werden sie durch den zunehmenden Kraftverkehr totgefahren. Es werden auch die recht störungsempfindlichen Rothirsche vergämt. Fahrverbote durch den Wald nützen nichts, da das nicht kontrolliert werden kann. Die Harvester sind wesentlich schwerer geworden, so dass der Waldboden immer mehr verdichtet wird und seine Funktion nicht erfüllen kann.

Die Waldbäume leben seit Jahrmillionen mit Pilzen in Symbiose. Diese Mykorrhiza bildet um die Saugwurzeln der Bäume ein feines Fadengeflecht, so dass die Bäume aus kleinsten Bodenporen Stickstoff, Phosphor und Wasser zum Wachstum aufnehmen können. Der Baum liefert dem Pilz Zucker. Ohne diese Symbiose wachsen die Bäume schlechter, sind anfällig gegen Trockenheit, Frost und Schädlingsbefall und die Grundwasserbildung ist vermindert. Durch die schweren in den Wäldern verwendeten Maschinen fehlt in den Wäldern die Mykorrhiza zunehmend mit entsprechenden Folgen.

Aus Umweltschutzgründen werden Windkraftanlagen, weil woanders kein Platz mehr ist, zunehmend in Wälder gebaut. Es stehen zwar um die Windräder noch Bäume, aber durch die hier besonders starke Bodenverdichtung gibt es keine Mykorrhiza und der Lebensraum Wald

wird zerschnitten und dadurch sehr artenarm. Während in den Wäldern noch deutlich mehr Arten übrig geblieben sind, sieht es auf landwirtschaftlichen Flächen viel schlechter aus.

Deutschland war ursprünglich hauptsächlich Waldland. Große Flächen wurden für die Landwirtschaft gerodet und auf diesen Flächen haben sich viele Kräuter, Insekten, Reptilien, Vögel und Säugetiere aus südöstlichen Steppengebieten, teilweise aus Feuchtgebieten, Flussniederungen und Waldrändern angesiedelt und ein sehr artenreiches Beziehungssystem gebildet.

Den größten Artenreichtum gab es während der Dreifelderwirtschaft. Das konnte jedoch so nicht bleiben, weil die Ernten zu gering waren. So hat sich allmählich durch das Wirken der Bauern eine Agrarlandschaft entwickelt, wo die Artenvielfalt immer noch sehr groß war: Die Felder waren wesentlich kleiner als heute, es gab Gehölz- und Krautstreifen zwischen den Kulturen und vor allem ungenutzte Unkrautsäume an Wegen und an vielen Stellen kleine Bereiche mit Unkräutern und Gräsern, die man heute Wildkräuter und Wildgräser nennt, weil sie keinesfalls überflüssig in der Landnutzung sind.



In diesem trockenen Sommer 2018 konnte für die Biogasanlagen von Krautflächen mehr geerntet werden als Mais, der sehr viel Wasser braucht und an vielen Stellen vertrocknet ist.

Einheimische Kräuter sind besser angepasst an Regenmangel als die meisten Kulturen. Natürlich nicht Massen – aber einige Unkräuter in den Roggen- und Maisfeldern verzögern ebenfalls die Austrocknung.

Früher wurde weder an Feldwegen, noch an Wassergräben oder Böschungen alles kahl

gemäht wie heute, sondern allenfalls einige Stellen von Kaninchenzüchtern. So hatten Insekten genügend Nektar, die Rebhühner und viele andere Vogelarten Insektennahrung und Deckung und im Spätsommer Samen zur Ernährung und Überwinterungsmöglichkeiten für viele Insekten und Spinnen. Auf den Kulturflächen, also z. B. in Getreidefeldern wurden Kräuter und Gräser mechanisch zurückgedrängt. Das ist mühevoll und benötigt viele Arbeitskräfte.

In diesem Zustand war die Landwirtschaft etwa bis 1960. Dann begann man die Unkräuter, Ungräser und Insekten sehr erfolgreich mit Gift zu beseitigen. »Funktionslose« (wie es in der DDR hieß) Hecken und Gehölze wurden entfernt und alle Krautsäume. Dadurch konnte die Anbaufläche vergrößert werden.

Gülle aus der Massentierhaltung wird auf Äcker und Wiesen ausgebracht und Kunstdünger vermehrt. Dieser Dünger fließt teilweise in Gewässer und ins Grundwasser. Die Lebensmittel von diesen Flächen sind zunehmend gesundheitsschädlich.

Da die landwirtschaftlich genutzten Flächen etwa die Hälfte der Bodenfläche Deutschlands ausmachen, ist der Artenschwund, besonders bei auffälligen Arten wie Schmetterlingen, nicht mehr zu übersehen. Wo früher unzählige Lerchen sangen, ist es stumm. Spinnen, die auch früher auf Feldern sehr häufig waren, fehlen so gut wie ganz. Sogar Feldmäuse sind rar geworden und mit ihnen ihre Feinde, die Mauswiesel und Greifvögel.

Insektenforscher untersuchten in mehreren Bundesländern in Naturschutzgebieten, auch in Brandenburg, von 1990 bis 2017 die Zahl der fliegenden Insekten und stellten eine mengenmäßige Abnahme von 70 Prozent fest. Vogelforscher fanden ähnliche Bestandseinbrüche bei Vogelarten. Der katastrophale Schwund an Lebewesen kann nicht einmal in Naturschutzgebieten aufgehalten werden, weil diese nur inselartig in der fast toten Landschaft verstreut sind.

Durch Klimaänderungen, also wenn es wärmer wird, müssten Insekten und Vögel zunehmen. Dies ist tatsächlich bei uns in Großstädten der Fall, wo es etwa um 2–3 Grad wärmer ist

als im Umland. In Kleinstädten können sich dagegen meistens nicht viele Arten ansiedeln, weil sie hier weniger unordentliche Stellen mit Ruderalpflanzen und anderen Störstellen finden als in Großstädten.

Im Botanischen Garten in München wo kein Gift angewendet wird, gibt es mehr Bienenarten als vor 20 Jahren, es sind 15 Arten von Süden eingewandert, aber nur drei sind verschwunden, die mehr in kühleren Bereichen vorkommen. Oft sind aber die Populationen schon so geschrumpft, dass sie ihre Anpassungsfähigkeit verloren haben, so dass diese Arten bei Klimaänderungen aussterben könnten.

Im Großteil der Hausgärten fand ein starker Artenrückgang statt, weil es nur noch selten Habitatvielfalt gibt und auch häufig Pflanzengift angewendet wird und kurz gemähter Rasen ohne Kräuter den größten Raum einnimmt.

In den Seen sind die Unterwasserpflanzen ebenfalls artenärmer geworden, vielfach fehlen sie ganz und mit ihnen die Kleintierfauna. Über den Baumkronen der Uferbäume schwärmten ganze Wolken von Zuckmücken, so dass man das manchmal für Rauchwolken eines Brandes hielt. Heute gibt es das nicht mehr, weil auf dem Seeboden kaum noch etwas lebt. An vielen Ufern stirbt aus unbekanntem Ursachen das Schilf ab. Blässhühner, die früher sehr häufig als Brutvögel und Durchzügler die Seen belebten, sieht man nur noch vereinzelt.

Auf den ehemaligen Rieselfeldern bei Ragow und Deutsch Wusterhausen brüten noch in erstaunlicher Zahl die heute so bedrohten Feld- und Wiesenvögel. Die Flächen werden erst im





Oktober gemäht, so dass die Nestlinge und flugunfähigen Jungen nicht getötet werden.

Die Flächen sind nährstoffreich und dicht bewachsen; mehr mit Gräsern als mit Kräutern. Es handelt sich dabei um Arten, die früher häufig an den Rändern von Nutzflächen vorkamen. Hier leben auch häufige Insekten – eine Feld-Wiesen-Lebensgemeinschaft. Da hier ja lange Zeit Abwässer aufgelassen wurden, sind Magerrasenarten nicht zu erwarten. Dafür aber eben die Feld- und Wiesenvögel, die aus den genutzten Agrargebieten, auf einer Fläche halb so groß wie Deutschland, fast verdrängt sind.

Nun könnte man meinen, hier braucht nicht mit Pflegemaßnahmen eingegriffen zu werden, um gleiche Lebensverhältnisse zu erreichen wie auf genutzten Flächen, weil man ja das Mähgut nicht braucht. Außerdem gilt nach meiner Meinung die Europäische Vogelschutzrichtlinie – diesen geschützten Arten darf man den Lebensraum nicht nehmen!

Leider wollen die Mitarbeiter der Berliner Stadtgüter und der unteren Naturschutzbehörde vom Landkreis Dahme-Spreewald die landwirtschaftlichen Maßnahmen nachahmen und die Flächen zur Hauptbrutzeit mähen, weil es sich nur so rechnet – obwohl nichts davon genutzt wird. Auch sollen die Böschungen gemäht werden, damit Insekten nicht überwintern können. Dann soll auch noch gewalzt und geschleppt werden, weil sonst angeblich wegen Unebenheiten nicht gemäht werden könnte. Das ging aber immerhin über 20 Jahre lang, und auf einmal nicht mehr? Bisher gibt es noch Unebenheiten auf den Wiesenflächen, die für die Artenvielfalt ebenfalls sehr von Vorteil sind.

Für den Wachtelkönig gäbe es hier gar keine Brutmöglichkeit, allein schon, wenn Kräuter die Gräser überwiegen würden. In bunten blütenreichen Krautflächen brüten keine Wachtelkönige. Sie stammen aus Flussniederungen mit dichten Grasbeständen, die es früher an vielen Flüssen Europas gab. Braunkehlchen, Ammern und Baumpieper, die auf unzerstörte Wegränder und Böschungen angewiesen sind, hätten keinen Lebensraum mehr.

Diese »Naturschutz«maßnahme ist für mich unverständlich. Ist es nicht ein Glücksfall, dass es hier noch viele Wiesenvögel gibt? Die europäische Vogelschutzrichtlinie scheint außer Kraft zu sein. Die Flächen sollen so verändert werden, dass sich vielleicht mehr Trockenrasenpflanzen ansiedeln, obwohl sie hier nicht hingehören. Man sollte besser noch vorhandene Trockenrasen unbebaut lassen und an Wegrändern in der gesamten Landschaft wieder Krautsäume zulassen.

Falsche Naturschutzmaßnahmen sind nicht gerade hilfreich für die Erhaltung der Vielfalt.

Die Rieselfelder könnten Ausgangspunkt für Wiederbesiedelung der ausgeräumten Agrarflächen sein, sollte tatsächlich der Schwund der Artenvielfalt gestoppt werden. Naturfreunde würden sich über den vielfältigen Vogelgesang freuen.